

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

10.10.1926 (No. 41)

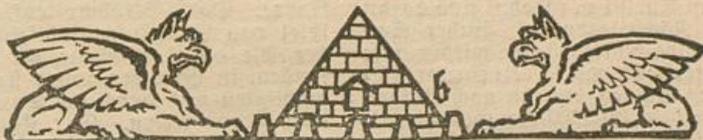
Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 41



10. Okt. 1926

Anna Maria Kenner / Franziskus von Assisi.

Zur 700. Wiederkehr seines Todestages.

Sein Bild ist von keiner Parteien Haß und Günst verwirrt. Den armen Bruder, den Poverello, umgibt die Glorie, die er selber über aller Erde sah. Er ist lichtvoll und schön wie der Himmel und die Berge seiner Heimat, wie Blumen und Vögel. Sein Namens Glanz ist unverblüht und stark wie die Gestirne am südlichen Firmament. Der schmale, schlichte Mann ohne Kränze, ohne Ehrgeiz, ohne Macht gewann Ruhm und Unsterblichkeit wie nie ein anderer. Nicht Prophetengeheimnis, noch legendenhafte Verschleierung woben sie. Das braune Kleid der Minderen Brüder trugen Ungezählte, tragen heute eine Schar ganz einfacher, erdnaher, wirklichkeitsfroher Menschen. Sie und ihre Gemeinschaften sind durch Jahrhunderte dem Geist ihres Vaters Franziskus treu geblieben und darum frei von Verweltlichung, weil sie arm, freiwillig arm waren. Das war ihre Größe, umso mehr, als manchem bescheideneren, minder begnadeten Gemüt unter ihnen nichts von der seraphischen Liebesglut innewohnte, die Franziskus in jedem Geschöpf einen Bruder zeigte und ihm die ganze Schöpfung mit dem Glanz der Gültigkeit umgab. Die Schüler erwarben in harter Schule des Verzichtes, was der Meister als Offenbarung geschaut.

Sie ward dem jungen Elegant um den Ausgang eines blühenden italienischen Jahrhunderts nicht kampfslos. Der Sohn des reichen Tuchhändlers und der Edelfrau war mit sprühendem künstlerischem Temperament begabt, mit einer Phantasie, die ihm die Welt und das Leben in Glanz und Schönheit zeigte. Seine Träume zerbrachen nicht an dem Mangel einer armseligen Wirklichkeit, denn er war reich. So kleidete er sich mit dem ausgefeiltesten Geschmack, veranstaltete rauschende Gesellschaften unter den Schönen der besten Familien, liebte Musik und edeln Minnedienst, verschwendete Geld mit der Grazie dessen, für den das Materielle absolut wertlos ist und erst im Dienst der eigenen künstlerischen Lebensgestaltung Wert gewinnt. Darum stieß sein Frohsinn sich hart an der Tatsache, daß vielen Menschen das Notwendigste an materiellem Besitz fehlte, und sein Edelmut hieß ihn die Armen beschenken.

Der alte Pietro Bernardone schätzte die Neigungen seines Sohnes aus dem entgegengesetzten Grund. Francesco's stillvolle Verschwendung, seine elegante Erscheinung und sein Verkehr in adeligen Kreisen war für ihn eine Stärkung seines Credits, das äußere Dokument seines Reichtums. Er unterstützte darum die Neigungen seines Sohnes, zumal da der junge Lebenskünstler neben seiner Begeisterung für ritterliche Sitten auch Interesse und Umsicht in geschäftlichen Dingen bewies. Francesco Bernardone war also der glücklichste Mensch unter der Sonne; er besaß neben äußeren Vorzügen ein gewinnendes Wesen und liebenswürdigen Taft.

Es war nicht das Jahr Haß in Perugia — er hatte als Zwanzigjähriger an den Kämpfen zwischen Perugia und Assisi teilgenommen und war in Gefangenschaft geraten — es war nicht die Krankheit, die ihn bald darauf befiel, was in ihm die große Wandlung herbeiführte. Es war ein Erwachen der Seele, die von einem großen Ziel, von Heldentaten träumte, und nach dem Geistigen verlangte. Francesco war wie kein anderer der Grabsucher. Er wollte für Innocenz III. kämpfen — den Mächtigen, dem er später begeistert, unwiederholte Worte vom Sinn der Armut sagte — allerdings führte ihn weniger politische Einsicht als glühender

Tatendrang in den Kampf. Er kam zurück, und nun mag ihm die Erkenntnis geworden sein, daß hohe Träume nicht im alltäglichen Geschehen und nicht im Sichelberücken verwirklicht werden, daß Reichtum und Macht und Schönheit nur den Glanz haben, den die schöpferische Phantasie ihnen leiht, und daß des Menschen letzte Sehnsucht über all die vergänglichlichen Dinge weggleitet. Der glühende Drang der Seele, eine Welt voll Schönheit und Frieden für alle zu bauen, blieb in den äußerlich glänzenden Verhältnissen unbefriedigt. Denn Francesco trug in sich — wie ein anderer — bis ans Geniale reichend und von allesbezwingender Kraft, die musikalische oder mathematische Begabung — soziales Empfinden, dieses altruistische Prinzip und die Einsicht, daß seinem Leben der letzte, ewige Bezug fehle, kämpften mit dem Schönheitsbedürfnis und der Sinnenfreude einen kurzen, aber harten Kampf. Die Zeichen des Kampfes standen auf dem ehemals immer heiteren, selbstbewußten Antlitz, und die Freunde Francesco's wählten ihn liebeskrank. Er selber fing an, in der bunten Welt um ihn ein Hemmnis zu sehen, und tat rasch entschlossen alles ab: Gefährten, Vergnügen, Besitz, Gewand und Schmuck. Den um seine geistige Welt Ringenden zog es nach Rom, der wunderbaren Stadt, wo die geistigen Quellen strömten, wohin Ungezählte pilgerten, auf eine Offenbarung hoffend. Sie ward ihm in der letzten Selbstentäußerung; er gab seine Kleider den Armen und hüllte sich in ihre Lumpen aus dem überwältigenden Verlangen, Armut und Leiden mit den Menschenbrüdern zu teilen.

Die ungeheure Liebeskraft seines Wesens blühte nun vollends auf, ungehemmt durch eigenes Wünschen, ungeteilt und unverfehrt durch menschliches Begehren. Er wollte nichts, als eins sein mit allen Menschen, und ihre Not, ihren Hunger, ihre Leiden auf sich nehmen. Das Erlebnis der Menschheit erwuchs ihm aus dieser Selbstaufgabe.

Als er in seine Vaterstadt zurückkam, füllte er seine Tage mit der Pflege der Armen und Kranken. Dem jungen Leßbeten hatte vordem schon die Nähe eines Krankenhauses Entsetzen verursacht; der reisende Ueberwinder wandte seine besondere Sorge den Ausfähigen zu ohne Ekel, ohne Furcht — ein nie erreichter Vorläufer aller modernen „geistigen“ Leidenüberwindungssysteme.

Das Verhältnis zu dem Unentrinnbaren, Urnotwendigen, dem Leiden, ist immer der Maßstab für die philosophisch-religiöse Schulung und die Willenskraft eines Menschengewisses. Die Leidensflucht des Geniekers und die schwarzgallige Hoffnungslosigkeit des Weltabgewandten ist Schwäche, ist ein Minderzustand, der überwunden sein will. Zwischen vielen berufenen Starke, die sich zum einen oder andern hin entwickeln, stehen wenige Ausgewählte, die das Leiden überwinden aus einer Einsicht in seinen Sinn, seine ewige Gültigkeit. Sie orientieren sich an dem Leiden, das am allermenschlichsten, am allertiefsten war und göttliche Erneuerungskraft in sich trug. Sie erkennen im Leiden des Christus das Wesen Gottes, schaffende, erlösende und heiligende Kraft. Aus dieser Kraft leisten sie das Uebermenschliche, wird Leiden ihnen zu einer Erfahrung, die untergeordnet und der Erkenntnis ihres Geistes dienlich ist.

Franziskus wandte sich in der harten Not seiner Kämpfe dem gekreuzigten Christus zu, und von dem Bild der welterlösenden Liebe strömte ihm Klarheit und Erleuchtung herab. Als er im

Jahr 1206 in der kleinen, halbzerfallenen Kirche San Damiano in Meditation versunken auf den Knien lag, nach der tiefsten und restlosen Einheit seines Lebenswerks mit dem Geist Christi suchend, da leuchtete ihm visionär eine Erkenntnis auf, eine Forderung: das Haus Christi wieder aufzurichten. — Es ist viel gefragt und gedeutet worden, wie er die Forderung verstanden habe, ob nur wörtlich, weil er begann, Steine und Geldmittel zum Wiederaufbau von San Damiano zusammenzutragen. Wenn es auch ganz unwahrscheinlich ist, daß der bescheidene, unpolitische, im größten Gefühl selbige Franziskus kirchliche Reformen beabsichtigte, so ist wohl gewiß, daß er intuitiv erkannte, wie die religiöse Gemeinschaft, die Kirche, in äußeren Formen mehr und mehr sich genügte und durch ihre Verkörperung als weltlicher Machtfaktor entgeistigt wurde, und darum an eine Erneuerung des kirchlichen Lebens dachte.

Er war nicht der einzige, der das erkannte. Die tieferen Ursachen lagen ja nicht allein in der Kirche, gleichwohl standen hier und dort Männer auf, vom reinsten Willen besetzt, zu entschiedener Abgabe an die Halbheit des damaligen kirchlichen Lebens entschlossen — die einen führten den Kampf öffentlich und ziellos umstürzerisch, um als Sektierer der stärkeren Macht zu unterliegen wie Peter Waldo, die anderen strebten im Innern nach Reinigung durch persönliches vorbildliches Leben; Johannes Gersons Schriften sind ein Niederschlag dieser Strömung im Innern. Vielleicht hat Franziskus die unendliche, weittragende Wirkung des einfachen stillen Dienstes im Sinn Christi vorgeahnt und daran geglaubt; jedenfalls begann er am Nächtliegenden. Außer San Damiano baute er noch andere abgehende Gotteshäuser wieder auf; die Mittel sammelte er in seiner Vaterstadt; wo er Straßenpredigten hielt, zum höchsten Verdruß seines Vaters, der ihn nach einigen fruchtlosen Auseinandersetzungen vor dem bischöflichen Gericht entehrte. Dort erlebte der Vater, daß sein Sohn mit der einfachen, großen Geste, die er an ihm so bewundert und geliebt hatte, mit dem Anspruch auf sein Erbe auch sein letztes Gewand abtat und im Kleid eines Knechtes hinwegging.

Damit hatte Franziskus sein Leben endgültig gestaltet. Die äußerste Armut, aber auch die größte Freiheit hatte er erwählt; wenn er, der Poet, die Armut sein Braut nannte, so hätte er mit keinem Wort besser sagen können, welche Schönheit und Wärme diese neue Liebe in sein Leben strahlte. Wenn die Unwissenden und Gebundenen ihn Narren schalteten, hörte er es nicht. Er war der Freieste, der Reichste, der jedem etwas zu geben hatte und keine Widerstände fürchtete. Sein äußeres Leben wies die strengste Konsequenz: er wohnte in einer kleinen, zerfallenen Hütte nahe der Kirche S. Maria degli angeli, trug eine braune Kutte mit einem Strick gegürtet, lebte von ein paar Brocken Küchenabfall, die in seinem kleinen Gefäß, worin er sie sammelte, ein undefinierbares Durcheinander gaben; das Gute, das er erbettelte, gehörte den Armen und Kranken. Zeitweilig bediente er im Spital die Vermissten und Hilfslosesten unter den Kranken, denen der junge braune Bruder wie ein Engel erschienen sein mag; dann wieder predigte er das Evangelium, durch seine Gestalt und Lebensweise überzeugender als die weltfreundlichen Mönche.

Sinreichend und kaum auszusagen war die Wirkung seines Willens, Männer aus allen Berufs- und Gesellschaftsklassen folgten seinem Beispiel und gaben Vermögen und Gut an die Armen, ihr Leben aber in den Dienst Christi: Bernhard von Quintavalle, der Aristokrat, der Rechtsgelehrte Pietro Catani, und angezogen von der Persönlichkeit der drei geistig Uebertragenden eine Schar Brüder, unter denen der nachdenkliche Leone, der ritterliche Egidius, der durch schöne Gestalt und gute Formen wie durch Herzensdemut ausgezeichnete Masseo und der feurige Antonius von Padua die bedeutendsten waren. Das Wirken der Brüder zeigte die völlige Einheit ihres Willens und ihre reine Absicht, die sie in ungeschriebener Satzung einander verband zu einer wohlgeordneten Gemeinschaft. Dennoch trachtete ihr geistiges Oberhaupt nach einer kirchlich bestätigten Ordensregel. Im Frühling 1210 begab sich Franziskus mit seinen Gefährten nach Rom und erschien dort inmitten der gold- und seidenprangenden Herrlichkeit der Stellvertreter Christi für Menschenaugen seltsam genug: eine Schar Unbeschwerter, Freier in rauhen, braunen Kutten kam bloßfüßig und bat um Gewähr einer Ordenssatzung, deren erstes Gebot die Armut war. Dem Realpolitiker Innocenz III., der als junger Canonikus in einer erleuchteten Stunde einmal ein Büchlein „von der Geringschätzung des Irdischen“ geschrieben und es längst vergessen hatte, erschien die Verwirklichung der Besitzlosigkeit höchst zweifelhaft; so gab er keine Zustimmung, sanktionierte aber die Genossenschaft der „Minderen Brüder“.

Er mochte, bezwungen von so viel Sicherheit und Furchtlosigkeit, das Reich ahnen, das die Brüder schauten, wenn sie in ihrer Hütte beieinandersaßen. Ihre Weltverachtung entbehrte nicht des Stimmens; ein jeder sah auf dem Plätzlein, über das Franziskus auf einen Deckenbalken den Namen geschrieben hatte, mehr Raum hatte keiner. Nicht Kleid noch Gerät nannten sie ihr eigen, das Notwendigste ward als geliehen angesehen und jederzeit an einen Bedürftigeren weggegeben. Nicht einmal ein Buch wollte Franziskus als Eigentum gestatten; er schenkte einmal das Neue Testament, das der Gemeinschaft gehörte, der besuchenden Mutter eines Bruders, seinen Mantel, das einzige warme Kleid, das er besaß, einem Armen. Die Brüder sollten jeder ein Handwerk ausüben, erst, wenn sie keine Arbeit fanden, durften sie das Wenige, was sie zum Lebensunterhalt brauchten, erbitten. Aber neben der Arbeit um das Leben, deren Notwendigkeit er wie ein

heiliges Gesetz ansah, wollte er die Beschaulichkeit, den Gedanken an den höheren Sinn des Lebens, gepflegt wissen und schuf damit eine Gemeinschaft von Menschen, die lebenswirkliche Tüchtigkeit mit entrückter Geistesfreiheit verbanden. Die Zahl der Brüder wuchs, und es waren die besten, ernsthaftesten Menschen aus allen Kreisen, die sich zu ihnen gesellten, endlich ergriffen der Bauer Giovanni, begeistert Pacifico, der poeta laureatus, gezwungen von lebenswundernder Erkenntnis Chiara Gräfin Sciffi. Die schöne blonde Chiara hatte Franziskus im Dom predigen hören, verließ Haus und Familie und ging, in klösterlicher Abgeschiedenheit nach der Regel der Minderen Brüder zu leben. Chiara erwies sich als eine Führernatur, bei allem weiblichen Zartgefühl von männlicher Willenskraft; sie wurde die Leiterin der Schwesterngemeinschaft, die in San Damiano sich zusammensand.

Während die „armen Schwestern“ in der Stille den Armen und Kranken ihre Fürsorge zuwandten, zogen die Brüder, von Franziskus gesandt, wie die Apostel zum Predigen aus nach Frankreich, Spanien und England, wo sie Klösterniederlassungen gründeten. Merkwürdigerweise hat Deutschland, in der Mitte eines einheitlichen Geisteslebens, sich ablehnend gegen die Worte des mit romanischer Gefühlsglut verkündeten Armutsevangeliums verhalten. Franziskus und seine Genossen haben sicher keinen Wert auf zahlenmäßigen Nachweis des Ordenswachstums gelegt. Mit einem unbekümmerten Vertrauen rief er einmal jährlich alle Brüder zusammen, später, als der Orden sich verbreitete, alle drei Jahre. Das „Strohmatte“-Kapitel mutet als ein klassisches Beispiel von Gemeinschaftsdisziplin an; es waren fünftausend Brüder, die auf der Ebene bei Santa Maria degli angeli sich einfanden, in Gruppen unter stroh- oder weidengeflochtenen Dächern nützigen und durch die Sammlung ihres Wissens das Erlöschen aller hervorriefen. Der Kardinal Hugolin, der nachmalige Gregor IX., der Gönner der jungen Ordensgemeinschaft, fand hier seine Meinung von der Persönlichkeit des Gründers bestätigt. Franziskus sprach eindringliche Worte zu seinen Brüdern, sie vor allem vor übertriebener Askese warnend. Gleichmaß und geistliches Gleichgewicht war ja Ziel und Sinn seiner Regel, war Charakteristikum seiner eigenen Lebensform, die ihn am Tisch der Reichen rücksichtsvoll teilnehmen und sein eigenes Stück Brot mit einem Bettler teilen hieß. Maß und Freiheit, die seltensten Güter, sollten das einzige sein, wonach die Minderen Brüder trachteten; darum sollten sie dem Leibe das Seine gönnen, aber die Sorge für das Leibliche Gott überlassen.

Der Bericht vom Strohmattekapitel ist eine der lieblichsten von den Erzählungen, die „fioretti“, Blümlein des heiligen Franziskus heißen, in denen biographische Notizen mit legendenhaft Lieberem sich mischen. Sie sind alle hochpoetisch und atmen eine Geistigkeit, die in der einfachsten Sprache spricht. Sie berichten kleine Züge aus dem Verhältnis der Brüder untereinander, wie Franziskus dem Bruder Bernhard wegen eines gegen diesen gehegten mißtrauischen Gedankens befahl, ihn, seinen Ordensoberen mit Füßen zu treten, wie er mit Masseo Brot bettelte und dabei nur geringe Stücke, Masseo aber wegen seiner schönen Gestalt große und große Stücke bekam, und beide ihr Brot auf einen Stein neben einer Quelle legten und sich ihres Schazes freuten. Es wird weiter erzählt, wie Franziskus mit eigenen Händen einen Amalgam wusch, wie er den Vögeln predigte und den Wolf von Agobio zähmte aus seiner alle Geschöpfe umfassenden Liebe.

Das eindrucksvollste der „Blümlein“ ist die Erklärung der vollkommenen Freude. Franziskus und Leone gingen einmal zur Winterszeit von Perugia nach Santa Maria degli angeli und blieben unter der Kälte. Ihr Gespräch unterwegs bestand darin, wie Franziskus dem Bruder Leone erklärte, nicht die Werke der Brüder, noch ihre Vollkommenheit, noch ihre Wissenschaft und Weisheit seien die vollkommenste Freude, sondern sie bestühe im Erleben von Unbill und Bedrängnis um Christi willen. — Als Ludwig IX. von Frankreich auf einer Italienfahrt nach Perugia kam, suchte er Egidius, einen der ersten Franziskusfolger auf. Die beiden Männer umarmten sich schweigend und schieden nach einer Stunde wortlosen Sighaufens.

Das war der Geist des Poverello. Er sprach aus seiner natürlichen, freien und begeisterten Redeweise. Ihre Wirkung muß gewaltig gewesen sein. Die Predigten des Franziskus versöhnten die im wütendsten Kampfe liegenden Parteien, die schärfsten politischen Gegensätze. Er trug Frieden zu den Menschen und göttliche Kraft. Sein Beispiel riß vollends hin: seine nieversagende Güte, sein Herzenstakt, sein unermüdlicher Eifer und seine Willenskraft, die den Körper, den „Bruder Esel“ völlig unterworfen hatte, trotz der äußersten Strenge war er von einer Heiterkeit und Fröhlichkeit des Gemüts, die auf jeden, der ihn sah, wirkte. Ihm erschien die Traurigkeit aus den niederen Trieben entspringend und er belehrte einmal einen Ordensbruder, es zieme sich nicht für einen Diener Gottes, ein trübes Gesicht zu machen. Ihm selber war die Erde eine Freudenquelle; die Elemente nannte er Brüder und fühlte sich mit jeder Kreatur verschwistert. Mit der ganzen Tiefe seiner Erlebniskraft näherte er sich den Dingen, deren ewige Bedeutung ihm offenbar ward. Er schaute ihr Wesen in dem geheimnisvollen Lichte, das ihn vor allen seinen Brüdern begnadete. Er, der ihnen in der wahrhaftesten Gemeinschaft verbunden war, stand dann entrückt, hoch über ihrem eigenen Streben. Die Schauer des Unbegreiflichen umwoben ihn, als er vom Berg La Verina herabkam, die blutenden Wundmale des Gekreuzigten an seinem Leibe. Er verbarg sie unter großer Beschämung. Sein Leib litt freudig an der verzehrenden Geistesgewalt, die ihn

ganz fesselte. Er starb langsam ab, während der Geist der ewigen Freiheit zuktete. Am 4. Oktober 1226 empfing Franziskus mit innerstem Willkomm den Bruder Tod, nachdem fremde Strömungen in seiner Ordensregel, Herrschsucht einzelner Brüder, aber auch die zunehmende Körperschwäche und ein schweres Augenleiden ihm Dual genug verursacht hatten.

Der „Sonnengesang“, der Hymnus an eine leuchtende, göttlich verklärte Welt, sollte das Lied seiner letzten Stunde sein; Fra

Leone und Fra Angelo, seine treuesten Schüler, sangen es, Abschiedswelt im Herzen, gehorsam ihrem sterbenden Vater. Franziskus starb mit der Heiterkeit und Ruhe dessen, der die Welt überwunden hat, ohne Sorge um sein Werk, dessen gottverbundene Lebenskraft er kannte. Und das feherhaft Geschaute ward Wahrheit; sein Werk ist lebendig geblieben, und sein Geist wirkt heute noch überall, wo Geistesfreiheit die Eigenucht bezwingt: er ist einer von jenen, die das Angesicht der Erde erneuert haben.

Heinz Zweifel - Brown / Der Musiker.

Wenn dieser laute Lärm des Tags verzauscht,
singt meine Seele ihren Schöpfungslied
nach ewigem Geis der Gottnatur;
und wenn bescheiden und demütig nur
daraus ein Menschenlied empor sich rang,
so hab ich stolz doch Göttlichem gelauscht.

Denn, Ewiger, du fühltest Menschennot
und senktest deinen steilen Höhenflug
in eines Menschenherzens engen Nachen,
um deine Schönheit klingend uns zu machen.
So wurde denn dein Plan, der dich zur Erde trug,
aus Heimweh nach dir selbst zum Harmoniegebot.

Lupus / Schülerreise nach Schweden.

III.

Alles spielte sich schnell und still ab. Uns war etwas trüb-
felig zumute. Einige Kinder, die am Hafen spielten, klüfferten
sich zu „Tysta“. Gegen Abend tauchte eine ernste Frage auf: wo
schlafen? Es gab hier keine Heuspelcher wie in den Dörfern.
Endlich zogen wir vor die Stadt hinaus, kletterten auf die über der
Straße gelegenen und mit Tannen bewachsenen Felsen, und brei-
teten unsere Zeltbahnen als Nachlager aus. Dann wollten wir
in der Stadt noch Butter holen, damit das Knafebröd nicht zu
trocken wäre, aber die Läden waren schon zu. So verzehrten wir
unter innerlichen Gedanken das trockene Brot und hüllten uns
dann in die Zeltbahnen, die zweite Nacht allein.

21. August. Im Gegensatz zu der letzten Nacht schliefen wir
diesmal sehr schlecht. Es war kalt und ziemlich feucht. Als wir
am Morgen erwachten, war unser Mut ziemlich gesunken, denn
wir gaben immer mehr dem Gedanken Raum, daß die andern
eben doch ohne uns weiter gefahren wären. Ziemlich früh brachen
wir zum Frühstück ins Café Fenix auf. Dort leagten wir auch
unsere Rucksäcke nieder, um sie nicht immer bewachen zu müssen.
Und nun wurde die Lage trübselig, es fing ziemlich stark zu regnen
an, an ein Schlafen im Freien war diese Nacht nicht zu denken.
Es war zwei Uhr nachmittags, wir hatten nichts zu treiben,
wollten auch nichts treiben. Nach Hause schrieben wir nicht, um
keine unnötige Aufregung hervorzurufen. Endlich landeten wir
am Marktplatz, setzten uns im Regen unter die Bäume auf eine
Bank und stürrten Spähen mit Brot. Auf dem Platz schritt ein
Schuhmann gelangweilt auf und ab. Als der Regen etwas nach-
ließ, pendelten wir wieder zu unserm Lagerplatz vor der Stadt.
Dort saßen wir, und ich glaube, wir haben eine Stunde kein Wort
gesprochen. Stumm sinnig starrten wir vor uns hin, nur hier und
da belebt durch das Signal eines Autos, das uns auf die unten
gelegene Straße hinabbliden ließ. Vielleicht kamen sie mit dem
Auto? Aber nichts, immer wieder nicht. Ich machte im Innern
Betten mit mir selbst: das dritte Auto, das vorüberfähre, müßte
sie bringen. Aber es saßen drei und vier vorüber, und kein
Mensch kam. Sie und da horchten wir auf, um vielleicht Gesang
in der Ferne zu hören, der sie ankündete, aber alles war ganz
still, lähmend still. Ich dachte nach über die Frage, was wird wohl
heut in vier Wochen sein? Werden wir da wieder ruhig zu Hause
in der Schule sitzen? Aber ich war so niedergeschlagen, daß ich
daran zweifelte. Der einzige Hoffnungsstrahl war das Geld, das
ich bei mir hatte, und das uns auch im fremdesten Land hätte wei-
ter helfen können. Um 4 oder 5 Uhr sagte ich zu H.: „Komm,
wir gehen an den Hafen“. Grund hatte ich keinen, aber ich wollte
das unjellige Dajiben und Brüten abbrechen und man meint eher
tätig zu sein, wenn man geht, obgleich das ja schließlich eben so
nutzlos ist. Während wir zum Hafen trotteten, kam das Postauto
Estilskana—Strenquäs vorbei. Wir warfen einen gleichgültigen
Blick hinein, und da sahen Dr. K. und einige andern von der
Gruppe, die voraus gefahren waren. Das Auto hielt und wir
führten mit bis zum Café Fenix. Jetzt war einem auf einmal so
leicht zumute, als ob ein Stein vom Herzen gefallen wäre. Die
Gruppe hatte, wie ich herausstellte, unsere Zettel gefunden und
in der Sicherheit, daß wir in Strenquäs warteten, hatten sie sich
nicht beeilt. Es stellte sich nachher heraus, daß die andern auf
einem feinen Gut übernachtet und ein herrliches Frühstück erhal-
ten hatten. Ich gönnte es ihnen neidlos, ob wohl wir nur
Knafebröd verzehrt hatten, denn unser Erlebnis erichien mir
doch interessanter. Bekanntlich ist in der Erinnerung, auch wenn
sie sich sofort nach dem unangenehmen Erlebnis selbst einstellt,
nichts schöner als durchlebte fatale Lagen und überwundene Ge-
fahren. Nachdem die wenigen, die mit dem Auto vorausgefahren
waren, sich im Café gestärkt hatten, hefteten wir für die andern,
die zu Fuß nachkamen, einen Zettel an den Ortseingang mit An-
gabe, wo wir seien. Aber wir harmlosen Landstreicher hatten mit
dem Nachtfaktor der Polizei nicht gerechnet, der anscheinend in
Schweden eine ebenso gewichtige Rolle spielt als bei uns. Als-
bald nachdem wir die Zettel an einer Telegraphenstange befestigt

hatten, erschien ein Polizist, musterte den Anichlaa mit strenger,
aber nichtsdestoweniger nichtverstehender Miene, und: was der
Bauer nicht kennt, das frist er nicht, oder: was der Schuhmann
nicht versteht, dahinter wittert er Böses; das Auge des Gefekes
entfernte mit dem lächerlichen Rudiment aus der Urzeit der
Schuhleute, genannt Säbel, das gefährliche Plakat. Dieser Mann
verdient ein Denkmal, er war (wer kann es wissen) der Retter
des schwedischen Königreichs. Die andern haben uns später
übrigens auch ohne Zettel gefunden. Nachdem wir alle ver-
sammelt waren und irgendwo zu Abend gegessen hatten, traten
wir eines der merkwürdigsten Quartiere unserer Fahrt an, einen
Speicher der Bryggeri, deren Besitzer deutsch sprach und schon in
München gewesen war. Hier wurden uns zwei Küfen, die eine
mit Limonade, die andere mit Bier (Del), zur freien Verfügung
überlassen. Die Limonade, das soll gleich gesagt sein, war schlecht
und sad; trotzdem genoss man, durch die Menge der vorhandenen
Flaschen gereizt, ziemlich viel. Einer nahm sogar noch eine
Flasche mit ins Bett mit der so nahe liegenden Beiründung, daß
er vielleicht nächst noch Durst bekommen könnte. Das Bier, auf
dem in verheißungsvoller Weise das deutsche Wort „Pilsner“
prangte, war (wie Fachleute auf diesem Gebiet aus unserer
Gruppe nach Kostprobe berichteten) etwas dünner wie Wasser.
Trotzdem kamen zwei auf den Gedanken (von studentischem Geis
ergriffen), ein Bierduell oder wie man das nennt, anzufechten.
Mit diesem Schauspiel zur männlichen Erziehung der Verei-
ligten schloß der lange, in Kummer begonnene Tag mit Freunden.

22. August. Morgens konnte man sich nach langer Zeit
wieder einmal anständig am Brunnen waschen. Dann wurde
Kaffee getrunken, Postkarten gekauft und geschrieben, und der alte
Dom von Strenquäs besichtigt. Um 11.30 Uhr Uhr fuhren wir
mit dem Dampfer Hjörtsfärden gen Stockholm durch den Mä-
larsee. Auf dieser stündigen Fahrt war ich rechtlos glücklich.
Die schöne und abwechslungsreiche Fahrt führte durch den Schär-
garden, einen Garten kleiner und winziger Felsinseln, die in
unzähliger Menge in den Mälaren verteilt sind. Es gab da so wun-
derbühne Motive, daß es mir nur leid tut, sie nicht alle im Ge-
dächtnis behalten zu haben. Teilweise waren die Inseln so win-
zig, daß nur ein Haus darauf Platz hatte. Auf dem Schiff aßen
einige schwedische Spieker Krebse und ich hatte plötzlich auch so
wahrsinnige Lust danach, daß ich beschloß, mir in Stockholm so-
fort welche zu kaufen. Allmählich kündete sich die Nähe von
Stockholm durch die vielen Segler an, die vorüberflühten. Es war
Samstag, Wochenende, da fuhr von Stockholms Bewohnern wer
Lust und Geld hatte, mit seinem Segelboot im Mälaren zu spazieren.
Dann plötzlich gegen 3 Uhr tauchte ein Meer von Kirchtürmen auf,
auf mehrere felsige Inseln gebaut: Stockholm. Dann links
wie aus dem Meer gewachsen, wunderbar majestätisch und einfach,
der hohe rote Backsteinturm des Stadthauses, gekrönt von drei
Kronen Schwedens, die golden in der Sonne blinkten. Dann die
beiden Hochhäuser Schwedens, amerikanisch, im Hintergrund:
Kunsthornen. Und endlich ein Wald von Masten und Schorn-
steinen. Wir fuhren in den Hafen ein. Nun wieder die berück-
ligte Rucksackwanderung durch die Stadt unter Führung eines
Volksschullehrers aus Nordschweden, den wir auf dem Schiff
kennen gelernt hatten, und der uns zu unserm Futtertroa führte:
einem kleinen Automatenrestaurant. Immer wußten wir noch nicht,
wo wir schlafen sollten, als ganz zufällig — wir hatten wirklich
Glück — ein schwedischer Hauptmann, Wandervoael und Deut-
schenfreund, auf uns zukam und erklärte, wir könnten in der Ka-
serner unterkommen. Nachdem er noch in die Kaserne telefo-
niert hatte, nahmen wir das langersehnte Mittaessen ein. Nach-
her wieder durch die Stadt zur Kaserne. Zu diesem Zweck mußten
wir den „Elevator“ benutzen, einen Aufzug, der die untere Stadt
mit der 50 Meter höher gelegenen oberen verbindet. Von oben
hatte man einen herrlichen Ausblick auf die Stadt, den Hafen und
die Häuserblöde. Es mutete ganz amerikanisch an, obwohl Stock-
holm keine Großstadt im heutigen Sinne ist (es hat „nur“ 400 000

Einwohner). Dann gelangten wir in die Kaserne. Wie angenehm war man überrascht! Das Wort Kaserne hatte in mir einiges Mißtrauen erweckt, aber hier war es sauberer, geräumiger und schöner als je in einer Jugendherberge (Wien ausgenommen). In einem großen hellen Raum saubere zweistöckige Eisenbetten an den Wänden (wir benutzten sie einstückig) und an einer Seite fließendes Wasser und viele Waschbecken. Mit dem Umziehen und Waschen wurde es allmählich Abend. Ich hatte das Bedürfnis, noch etwas von Stockholm zu sehen, denn bei der Nachtschwärzung hatte man keinen Eindruck, und so zog ich los. Dieser Spaziergang war einer der schönsten der ganzen Reise und machte einen großen Eindruck auf mich. Unten auf dem Hauptverkehrsplatz farbige Lichtreflexe und Großstadtbetrieb. Aber am Hafen war es wunderbar. Im Hintergrund stieg ein schwarzer Kirchturm (es war die Riddarholms kyrkan) geipenstig in den Himmel wie eine Radierung von Rubin. Auf dem Wasser zogen leise, ohne jedes Geräusch Boote, Kähne und kleine Dampfer mit Vichlern. Manche hatten farbige Lampen. Und das alles wirkte so märchenhaft, so romantisch wie etwa Eichendorff eine venetianische Nacht beschreiben würde. Stockholm heißt ja auch mit Recht das nordische Venedig. Auf diesem Platz zwischen der drohenden Kirche, um die finstere halbverfallene Häuser kleben und wo Warenlasten aufgestapelt sind, und zwischen dem ableitenden Wasser mit den geschmückten Kähnen, auf diesem Platz könnte sich ein Roman oder besser eine nächtliche Novelle abspielen. Wie gut könnte ich mir das vorstellen, wie gerne würde ich es schildern. Aber das ist das Tragische: den Rahmen, die Landschaft, die Umgebung habe ich immer, sogar viele Einrahmungen. Aber das Wichtigere, der Mensch und sein Schicksal, das Bild, das zwar durch den Rahmen eingefasst und verschönt wird, aber doch die Hauptfrage bleibt; das fehlt mir. Da reicht die Phantasie und die Menschenkenntnis nicht aus. — Nachher stieg ich wieder die vielen Felsentreppten empor, tat noch einen letzten Blick auf das Meer von Lichtern, das sich im Wasser glitzernd spiegelte, und ging in die Kaserne zurück.

23. August. Am andern Morgen erhoben wir uns spät, und bis die gesamte Gruppe fertig war — es gibt ja immer Langweiliger, die alle aufhalten — war es 11 Uhr. Nun wurde zum Frühstück Milch, Orangenmarmelade und Weißbrot herbeigeschafft und im Loggia, der neben der Küche lag, verzehrt. Dieses Herbeigeschaffte war nicht so leicht: die Milch wurde, da keine anderen Gefäße zur Verfügung standen, in den „Landsknechtstöpfen“ geholt und die Mützen so gefüllt werden, daß sie fast überliefen. In unterm Sprachführer stand zwar das schwedische Wort „Marmelad“ für Marmelade, aber komischerweise wollte man uns in den Läden immer Fruchttaffel geben und erst nach langem Erklären bekamen wir das Gewünschte. Um 12 Uhr marschierten wir dann gemeinsam los. Zunächst sollte die Högalidskyrkan besichtigt werden. Der Anmarsch war äußerst merkwürdig. Da die Högalidskirche, wie fast alle Kirchen Stockholms auf einem Felsenunterbau und über den Häusern steht, mußten wir eine regelrechte Kletterpartie über ein Felsen- und Steinbrockenmeer machen. Es gibt natürlich auch bequemere Wege, aber wir fanden den rechten nicht. Die Högalidskirche ist ein moderner Backsteinbau und war vielleicht interessanter als manche alte Kirche, weil sie die schwedische moderne Baukunst zeigt. Und zwar eine gesunde Baukunst, die sich von der Tradition losgemacht hat, ohne sie zu verdammen, und ihre eigenen Wege geht. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß sich der künstlerische Mittelpunkt in der Malerei und Architektur viel mehr nach Norden verlegt hat. Heute ist die italienische Baukunst eine geradezu abschreckende, eine Verbindung aus der Nachahmung glanzvoller Zeiten mit dem Pomp und Prunk der Neuzeit. Ebenso Frankreich. Dagegen gärt es mächtig in Deutschland, Holland und den skandinavischen Ländern. — Eigentümlich an der Högalidskirche sind die unregelmäßig in die Mauer verteilten Ornamente und Steinwehzeichen. Sympathisch und belebend wirkt die Verschiedenheit der Türme und sehr schön ist das Portal mit seiner Symbolik. Nach dieser Besichtigung gingen wir ans Schloß, am Norrström gelegen, um die Schloßwache aufzuziehen zu sehen. Es ist ein strenger Barockbau, nordischer Barock, der etwas Klassisches hat und für mein Gefühl zu düster ist. Wir stellten uns am Balkon auf und dann zog zu Pferd und mit Musik die Wachtparade heran. Die hellblauen Uniformen und die goldenen Helme mit den schwedischen Löwen sahen schön aus und es war ein wirklich prächtiges Bild. Es zeigte so ganz die naive Freude und Kindlichkeit des schwedischen Charakters, der zwar durchaus nicht militärisch eingestellt ist, dem es aber ein Vergnügen bereitet, solches zu sehen, und während er die schmucke Parade und die Huldigung vor der blau-gelben Fahne sieht, sein befriedigendes Nationalgefühl zu erleben. Ich habe sie beneidet um ihre Wachtparade, die wie ein schön angemaltes Spielzeug daher kommt und es doch so ernst meint. — Nachher gingen wir in die Riddarholmskirche mit dem eigenartigen eisernen Fachwerkhelm. Sie ist die Nationalkirche der Schweden, das Grab der großen Führer und Könige. Gotik mit barockem Aufbau. Im Chor ruht das Haus Bernadotte und schon steht ein leerer Sarg bereit für den lebenden König Gustaf den Fünften aus dem Hause Bernadotte. Links vom Chor liegt Gustaf Adolf und über seinem Sarg wehen die zerhauenen und zer-

sehten Fahnen von Lützen. Rechts ist das Grab Karls des Zwölften, auch mit Fahnen und Feldzeichen geschmückt. Ueberhaupt, überall in der Kirche hängen Fahnen, Fahnen der ruhmreichen Vergangenheit, teilweise nur noch brüchige Fetzen, die auf Stoff geklebt sind, um nicht zu zerfallen. Vor den Gräbern Gustaf Adolfs und Karls des Zwölften, die mit Gittern abgesperrt sind, stauen sich viele Menschen wie vor Löwenkäfigen und starren mit Ehrfurcht auf die Grabmäler. Etwas weiter nach vorn liegt im prächtigen Marmorsarg Bernadotte, der Ahnherr, aber hier staut sich niemand. Rings an den Wänden hängen die Wappen der Inhaber des Wasaordens, auch viele Deutsche sind darunter. An einer Stelle tritt ein hartnäckiger Felsblock aus dem Fußboden. — Am Nyttorget, das von Weinbrenner sein könnte, vorbei, am Ritterhaus vorbei, das in wunderbarem Barock erbaut ist und über die Norrströmbrücke des Reichstags, der ebenso prächtig und nicht-sagend ist wie der deutsche, gehen wir zum Mittagessen im Automat-Restaurant. Mittags bummeln wir dann. Der Hafen enttäuscht mich. Ich entdecke eine sehr schöne Kirche, die Sofiakyrkan, die wuchtig im romanischen Stil sich auf einem Felsplateau erhebt, wie wenn sie selbst Fels wäre. Schließlich sei noch bemerkt, daß wir in Stockholm, das bekanntlich wie ganz Schweden Alkoholationierung hat, mehr Betrunkene gesehen haben als in irgend einem Land, sogar am hellen Tag.

24. August. Am andern Morgen Besichtigung des Stadthauses. Der Eingangssaal erinnert stark an maurischen Stil: hufeisenartige Säulenbogen mit vergoldeten Balkonumgängen, gefiel mir nicht besonders. Anscheinend hatte auch Schweden sein Jugendstücken. Dagegen war der Hauptsaal prächtig: ich habe noch nie etwas architektonisch so eigenartiges und eigenwilliges gesehen. Die Wände waren vollständig in winzigen Mosaiksteinchen ausgeführt, es muß eine Million gewesen sein. An den Seitenwänden waren in Mosaik die Figuren berühmter Feldherren und Kanzler Schwedens eingelegt, in einer mittelalterlich expressionistischen Art. Die ganze Hauptwand war beherrscht von einem riesigen Mosaikbild, eine sitzende Frau in Ueberlebensgröße darstellend, die Allegorie der Stadt Stockholm. Es herrschte eine ganz seltsame kirchenähnliche Musik in dem Saal, die hervorgerufen war durch die seltsame Lichtverteilung und das perlmutterartige Schimmern der Steine. Der Sitzungssaal war allerdings etwas ernüchternd nach dem herrlichen Eindruck. Alles in blutigem Rot und die Decke wie eine Indianerhütte mit farbiger Holzmalerei und Schnitzerei. Recht eigenartig war das Treppenhaus, ein nacktes Steingewölbe mit Kuppeldecke, das in seiner Nahttheit den Eindruck von etwas Ur-menschlichem machte. In den einzelnen Sälen waren dann noch Gemälde, den Bau des Rathauses in allegorischer Weise darstellend. Trotz mancher Schönheiten hält das Stadthaus in seiner Innearchitektur nicht, was es von außen verspricht. Außen der Eindruck von etwas Einseitlichem, Geschlossenem und innen jeder Saal anders, oft schön für sich, aber nicht als Teil eines Ganzen. Es sind viele Experimente, die nicht immer geclückt sind. Es zeigt sich ganz deutlich das Spielerische im nordischen Charakter: überall etwas anbringen, das sehr nett ist, aber darüber ganz den monumentalen Gesamteindruck vergessen, den die Romanen hervorbringen können. Das ist auch der rote Faden, der durch das Stadthaus zieht, von den Krönchen auf dem Turm bis in die einzelnen Steinfiguren auf dem Hof; Vorziehen des Zeichnerischen des Germanen vor dem Malerischen des Romanen. Sehr schön mit Blick auf den Mälaren sind die Arkaden an der hinteren Seite des Stadthauses. Farbige Blumengärten ziehen sich bis zu dem Ufer hin.

Nachher haben wir sein zu Mittag gegessen und zum erstenmal die Schwedische Platte vorgekostet bekommen. Nach dem Essen ging's zum Nordischen Museum. Wir kamen an dem Standbild Karls des Zwölften vorbei, einem der schönsten und eindrucksvollsten, die ich kenne: Karl der Zwölfte in Uniform schreitend mit zurückgestrichenem Haar, den bloßen Degen in der Hand. Das Nordische Museum leidet an seiner Reichhaltigkeit, die ermüdet, für einen Kulturforscher aber ungeheuer interessant sein mag. Hier ist alles Nordische vertreten: von den primitiven Schneeschuhen der Vappen bis zur goldstrotzenden Galakutsche der schwedischen Könige. Hier sind Stuben aus dem Schweden früherer Jahrhunderte. Handwerksgeräte, Teppiche, Spitzen, Stoffe, Waffen aller Zeiten, Orden und Uniformen, das blutige Hemd Gustaf Adolfs aus der Schlacht bei Lützen und sein weißes Pferd. Porzellane, Vasen, alles, man kann es unmöglich auch nur anzählen, wie viel weniger besichtigen. Nach der Museumsbesichtigung kaufte ich mir Bananen und Korbje. Ein Pfund „nykokta kräftor“. In der Kaserne allgemein angestaunt und belacht von den Uebrigen, verzehrte ich sie: sehr gut, aber wenig dran. Abends gingen B., K. und ich noch aus, und zwar wollten die beiden ins Grand Hotel Royal, das größte und feinste Stockholms, am Norrström, in der Nähe von Schloß und Oper gelegen. Ich hatte dazu keine Lust und verabschiedete mich. Aber Ortskenntnis ist nie meine starke Seite gewesen, und so war ich höchst erstaunt, als ich nach halbstündiger Wanderung wieder am selben Platze stand. Ich suchte zurecht zu kommen, vergebens. Es blieb mir nur übrig, ins Royal zu den Andern zu gehen. Ueber mir summte in der Nacht ein Flieger mit Licht, eigenartig. Hamburg—Stockholm ist die einzige Linie, die nachts fährt. Im Royal bestellte ich ein Eis für 1 Kr. 50.

(Schluß folgt.)